

Zum Schreibseminar bei Bodo Kirchhoff: Vom dringenden Bedürfnis zu schreiben, als ob es ums Überleben ginge

Am Hang des Gardasees, seit alters her ein Ort der Sehnsucht vieler Deutscher nach amourösen Erlebnissen, trafen vier Frauen und vier Männer in dem stilvollen Landhaus eines bekannten Frankfurter Schriftstellers zusammen. Aber sie interessierten sich nicht für neue Abenteuer, sondern waren gekommen, um Geschichten, erfundene oder erinnerte, unter der Anleitung eines Meisters der Sprache aufzuschreiben und zu erzählen. Wir nannten ihn unter uns schon bald, halb ernsthaft, halb ironisch, unseren Meister. Sein Erfahrungsvorsprung war immens und er gab uns von Anfang an das Gefühl, dass er wisse, was für uns beim Schreiben und Erzählen gut und richtig sei, jedenfalls für die Woche der Teilnahme an seinem Schreibkurs. Wichtiger als die Geschichten, die wir uns vorstellten, das machte er schon am ersten Abend beim Kennenlernen unmissverständlich klar, sei die Sprache. Wir sollten in sie hineinhorchen, uns von ihr treiben lassen und, von ihrem Ton und Klang getragen, Worte zu Sätzen zusammenfügen. Eventuell würden wir dann jene Sphäre erreichen, wo sich das Aufgeschriebene zu einer Sprache entfaltet, die in uns und durch uns hindurch spricht. Lautes wiederholtes Vorlesen sei besonders hilfreich, um die Sprachmelodie zu finden. Wir Teilnehmer gingen alle in unseren Berufen Führungstätigkeiten nach und hackten uns täglich mehr oder weniger die Finger an der Prosa der Bürokratie wund, an den hochgradig normierten Sprachspielen in Organisationen, von Experten für Experten, immer durch die juristische Brille gegengelesen und vorauseilend zensiert, sei es in den Universitäten, in den Banken, im Gesundheitswesen oder in den Medien. Je mehr wir im Alltag schrieben und schreiben mussten, je weniger Freude empfanden wir daran, je mehr empfanden viele von uns Unbehagen, sogar Verlust von Authentizität. Der Appell des Meisters, das gefälligst zu vergessen, kam uns gelegen. Wir hatten ja die Arbeit, die Familie, die Partnerschaft, die Hobbies hinter uns gelassen, weil wir dort nicht zu unserer Sprache finden konnten, aber bedürftig, geradezu

hungrig nach einem anderen sprachlichen Ausdruck für Bedeutungen waren, die wir manchmal in uns verspürten, aber allein nicht freilegen konnten. Sonst hätten wir es nicht auf uns genommen, eine komplette Woche wertvoller Urlaubszeit in Klausur zu gehen. Wir wollten die disparaten Erzählsplitter aus Erinnerungen und Phantasien in noch halb sprachlosen Eindrücken, die uns anstachelten, so aufschreiben, dass unsere Zuhörer, aber vor allem auch wir selbst unsere eigene Geschichte verstehen. Möglich, dass auch ein wenig das Bedürfnis eine Rolle spielte, etwas für unser Leben Bedeutsames festzuhalten, bevor es schon bald dafür zu spät ist.

Der Meister hielt uns an, nicht zu theoretisieren, sondern zu fabulieren und zwar zügig. Probleme mit der Disziplin der Teilnehmer kamen auch bei der schönsten, lange in (Nord)Deutschland vermissten Wetterlage nicht auf und der Tagesablauf galt unumstößlich: Wir schrieben vormittags, nachmittags lasen wir das Geschriebene vor. Die Reihenfolge, wer zuerst an die Reihe kam, wurde durch das Losverfahren variiert. Die Kritik des Meisters am Vorgelesenen fiel ungeahnt scharf aus. Wer glaubte, die eigenen mühsam gedeichselten Sätze durch zusätzliche Erläuterungen zum gemeinten Sinn zu retten, dem führte der Meister unbarmherzig vor Augen, dass die verwendeten sinn- und stimmungserzeugenden Worte oder Sätze ins Klischeehafte, Lächerliche oder gar Pauschal-Allgemeine trifteten. Ihnen fehle die Präzision, zudem stimmten der Klang und die Melodie nicht, die für eine Geschichte, für Literatur so unerlässlich seien. Wie höre sich der Satz laut gelesen an? Schrecklich! Anhand solcher Betrachtungen lernte nicht nur der betroffene Schöpfer der verlesenen Zeilen, zugegeben meistens unter spürbaren Kränkungen seines zarten Autorenbewusstseins, sondern auch die übrigen Zuhörer, die sich eifrig Notizen anfertigten. Ehe Erschöpfung bei uns Teilnehmern aufkommen konnte, beim Meister war davon keine Spur zu entdecken, begann ein gemeinsamer italienischer Abend, etwas dolce vita zur Entspannung. Manche von uns saßen derart nachdenklich am Tisch, dass klar war: Abschalten klappte bei ihnen nicht und in Gedanken wurde bereits vorgearbeitet und umgeschrieben, was wir tags drauf zu hören bekämen. Auch vor mitternächtlichen Überstunden schreckten wir nicht zurück. So wichtig nahmen wir unsere Aufgabe. Am nächsten Morgen starteten wir aufs Neue, nach unserer Sprache und Geschichte suchend. Jeder arbeitete

an dem komfortablen Plätzchen, das er für sich entdeckt hatte. So verbrachten wir Teilnehmer viel Zeit damit, immer wieder neue Anfänge, „erste Sätze“ zu erfinden, von denen wir hofften, dass sie uns weitertreiben würden in und durch unsere Geschichte, die dem Meister in der Tradition von Goethe und Hesse bei seinem Schreiben so wichtig sind.

Täglich gewannen wir eine höhere Sensibilität für unsere Worte, aus denen sich allmählich die Vorstellung von Orten, Figuren, Interaktionen herauskristallisierten. In den kleinen Kompositionen unserer Sätze gelang uns manchmal, selten genug, ein winziger Abschnitt von miteinander verflochtenen Sprach- und Gedankengebilden. Wie schön, wenn dabei eine Ahnung vom Ideal sich scheinbar selbst forttragender Sprache fühlbar wurde. Noch seltener konnten wir das, was wir geschrieben haben, mit kritischem Stirnrunzeln seitens des Meisters begleitet, einen Text nennen. Wir gaben dennoch nicht auf, denn für uns alle war die von uns abverlangte, nicht nachlassende Konzentration ein Geschenk! Jeder empfand es als Befreiung, sich auf diese höchst intime Weise, mit sich selbst und den Anderen auseinanderzusetzen, die ähnliche Probleme teilten. Welche Worte stehen einem zur Verfügung, wenn unser Bewusstsein in sich geht? Welche Schätze entdecken wir in unserer Alltagssprache, in den Wörtern, die uns geläufig sind? Wo öffnet sich durch unser Schreiben eine Welt, wo verschließt sie sich? Wo bleibt der vermeintliche Begriff hohl, wo benennt er, erfasst er allmählich, was uns fremd gewesen war oder was uns zu entgleiten drohte? Es waren ungeahnt beglückende Erlebnisse, wenn sich plötzlich allein beim Schreiben oder gemeinsam mit der Gruppe Antworten ergaben. Manchmal fragte ich mich: Wann habe ich in den letzten Jahren jemals mit meinen Studenten solche bewegenden Augenblicke erlebt?

Obwohl wir Teilnehmer alle keine Kinder von Einsamkeit waren, sondern reichlich vernetzt, lagen Handys weder auf dem Tisch noch brummten sie aus der Tasche heraus, um die Aufmerksamkeit ihrer Besitzer zu untergraben und davon abzulenken, wofür wir zusammengekommen waren. Wir wollten die Aufmerksamkeit für das Schreiben und Vorlesen, für die Kommentare, die sich anschlossen, nicht gefährden, wollten uns nicht permanent der Kontakte in die Welt außerhalb unseres Kreises

versichern. Alles Gehörte war kostbar. Mangelnde Konzentration wurde nicht geduldet.

*Ich wollte die gelegentlichen Kaffeepausen noch für die Arbeit an meinen Sätzen nutzen, denn von Tag zu Tag stand ich, wie die anderen Teilnehmer ebenso, mächtig unter Druck, konnte es aber – zugegeben eine déformation professionnelle - nicht lassen, die unnachgiebige Vorgehensweise unseres Meisters mit den Unterrichtsmethoden in den real existierenden Niederungen deutscher Bildungswelten zu vergleichen. Am meisten Ähnlichkeiten erschien mir sein Stil, dieser Eindruck überraschte mich, mit der Ausbildung in der alten Bundeswehr zu Wehrpflichtzeiten zu haben, als die Ausbilder unbeirrbar ihre Erwartungen an Gefolgschaft bei den Rekruten durchsetzten. Für Diskussionen über seine Beurteilungen gab es keinen Raum. Ich hatte ins Schwarze getroffen: Der Meister bekannte, dass ihm die militärische Welt nicht fremd sei, sondern dass er tatsächlich einst - lang ist es her - Rekruten ausbildete. Ob sein durch und durch männlicher Führungsstil, begünstigt durch die tiefe Stimme, heute noch in der Bundeswehr erwünscht wäre? Gänzlich verschieden ist seine Vorgehensweise jedoch von der heutigen Praxis an öffentlichen Schulen, die sich die Individualisierung des Unterrichts auf ihre Fahnen schreiben. Umgesetzt wird aber weder das Fördern noch das Fordern. Faktisch bedeutet es, dass kaum mehr allgemeine Standards des Erwerbs der Lese- und Schreibfähigkeit für die Schüler bestehen. Anspruchsvolle Texte verstehen und schreiben zu können, ist nicht mehr selbstverständlich mit Hochschulreife identisch und wird als ungelöstes Problem vom Schul-ans Universitätssystem weitergereicht. Immer wieder berichten mir Kollegen aus den Literaturwissenschaften, dass in Folge der Vernachlässigung einer ausgeprägten Spracherziehung an Schulen, auch an Universitäten, die intensive Lektüre klassischer Literatur von Studenten verweigert wird, insbesondere wenn es sich um Texte aus entfernteren Epochen handele. Sich im Internet über einschlägige Texte zu informieren, so meinen viele Studenten, ersetze das quälende, aber doch so nachhaltig wirkende, lernintensive Deuten und Interpretieren: Der Zugang zu Sprachwelten über das Abrufen von Informationen führt eben nicht dazu, das eigene Sprach- und damit Urteilsvermögen auszubilden. Wahrscheinlich wird auch bald unser Meister der langen Sätze, der subtilen Beobachtungen und der entschleunigten,*

*hypersensiblen Erzählweise darunter zu leiden haben, dass immer mehr potentielle Leser sich mit den verfügbaren Zusammenfassungen seiner Bücher im Internet begnügen! Selbstverständlich habe ich den Meister mit solchen Banalitäten nicht belästigt. Auch nicht, dass mir, auf dem Flachdach seines Landhauses mit Blick auf den Gardasee vor mich hin räsonierend, die kürzlich wiederbelebte deutsche Leitkulturdebatte so merkwürdig verfehlt vorkam: Wer von Anderen etwas erwartet, sollte sich zunächst einmal an die eigene Nase greifen und sich fragen, ob den für Kultur und Bildung Verantwortlichen im Bund und in den Ländern überhaupt noch die Sprachlichkeit allen Denkens und Begreifens gegenwärtig und ob diese nicht bereits völlig außer Betracht geraten ist, wie es die flüchtenden Bildungseliten aus dem öffentlichen Schul- und Universitätsbetrieb in Deutschland behaupten. War nicht in den letzten Jahrzehnten bildungspolitisch eine akademische Generation am Werk, die teilweise bei den Großmeistern aus Frankfurt in den Hörsälen saß und dort mantrahaft die These von der Unhintergebarkeit der Sprache inhalierte: als Basis unserer Subjektivität (Jürgen Habermas), als Zugang zur Vielfalt von Sinn und Bedeutung (Ulrich Oevermann), als Bedingung von Mündigkeit und Diskursteilnahme (Karl-Otto Apel). Alles vergessen auf dem Weg durch die Institutionen? Eine Wurzel der Sprache sei der Befehl, hatte Max Horkheimer in kritischer Absicht zu bedenken gegeben und nicht als Hinweis, die Bildungswelten hierzulande in Organisationen bürokratischer Herrschaft zu verwandeln. Manche meinen ja, Leitkultur habe nichts mit Sprache, nur etwas mit Rechtsstaatlichkeit zu tun. Bei dieser Auffassung stellt sich mir das Problem, dass das Verständnis unserer Verfassung mit den sie tragenden Leitbegriffen ohne die Fähigkeit zur komplexen sprachlichen Interpretation nicht möglich ist. Wenn das Sprachvermögen bei immer größeren Teilen der Bevölkerung dazu nicht mehr ausreicht? Was dann?*

Wie gut, dass sich unser Meister nur mit sich bzw. seiner Sprache beschäftigt. Er sei ein unpolitischer Autor und mache keine Konzessionen an Zeitumstände. Das glaubte ich ihm zwar nicht, aber es war auch nicht wichtig. Der Druck auf uns wuchs, vor allem als schon morgens früh am letzten Tag in gebührendem Abstand von den Plätzen für ein Auditorium, ein Tischchen mit Lampe und Stuhl aufgestellt wurde. Wir wussten den ganzen Tag über, dass wir dort, kurz vor Sonnenuntergang, unser Geschriebenes, also unsere Geschichten,

präsentieren mussten. Nervosität breitete sich aus, selbst bei Vorlesungserfahrenen. Dann war es so weit: Unser Meister stellte jeden Einzelnen vor - wie bei einer richtigen Lesung. Er sprach vom pazifischen Ozean der Sprache, in dem wir reisten, und dann lasen wir, gaben Einblick in unser sprachliches Rinnsal. Aber jeder von uns war hoch motiviert über sich hinausgewachsen, hatte Handwerkliches zu Satzbau und Wortwahl dazugelernt und wurde ein wenig weiter von den Wellen eines vertieften Sprachverständnisses getragen. Wir staunten, was wir da voneinander hörten, von riskanten Situationen in Frankfurter Aufzügen, von Schweißflecken unter den Achseln, die im ungeahnten Zusammenhang mit einem uralten Buch von Liebesgedichten aus Heidelberg auftraten, vom vergilbten Foto eines indonesischen Herrschers, der dem lange vermissten Vater einer Dame aus dem Taunus auf einmal so ähnlich sieht, und von fremden Haaren auf dem Hochzeitskleid, schon am Abend zuvor. Wie geschichtenträchtig und faszinierend unser Leben doch ist. Wir werden die gelesenen Geschichten, aber auch das Abenteuer der Sprache, das wir so intensiv erlebt haben, nicht vergessen. An diesem Abend voller kindlicher Freude über unser fabulierungskünstlerisches Gesellenstück heilten manche Blessuren. Unser Meister zeigte uns zum Abschied, dass er unsere Geschichten viel, viel besser erzählen konnte. Aber wir wussten sehr genau, was wir ihm, was wir der Gruppe und jeder sich selbst zu verdanken hatte.